

Soziales Kapital und Kleinstädte

Tagungsbeitrag „Lokale Politik und Bürgergesellschaft“ am 15./16. März 2001 in Heppenheim
(Arbeitskreis Lokale Politikforschung in der DVPW)

Einleitung

Die sozialwissenschaftliche Debatte über die Zukunft von „Gesellschaft“ thematisiert intensiv Folgen der Individualisierung für das gemeinschaftliche Zusammenleben: Das Sozialkapitalkonzept spiegelt diese gesellschaftstheoretische Grundsatzdiskussion wieder, in dem soziales Vertrauen und freiwilliges Engagement zunehmend als Grundlage gesellschaftlichen Zusammenhalts angesehen werden. Zwar bleibt die positive Grundannahme der Kompensation von zurückgesetzten sozialstaatlichen Sicherungssystemen durch „Sozialkapital“ in vielen Fragen offen, aus soziologischer Sicht ist jedoch bedeutsam, dass das Vorhandensein sozialen Kapitals als Grundvoraussetzung für die Überwindung sozialer Dilemmata angesehen wird (Immerfall 1999: 121). Dies ist der Anknüpfungspunkt, der dieses Konzept für die Stadtsoziologie interessant werden lässt. Die durchaus verschiedenen Ansätze zum Sozialkapitalkonzept kommen zum übereinstimmenden Ergebnis, dass ein Schlüssel für die Lösung der Probleme postindustrieller Gesellschaften in kleinräumlichen sozialen Beziehungen und Bindungen zu suchen sei. Die räumliche Mikroebene einer Zivilgesellschaft ist unmittelbar an lokale Identität geknüpft. Damit rücken städtische Strukturen als wichtigster lokale Konzentrationsform in den Fokus solcher Überlegungen.

Denn die Zukunft der Städte und besonders die der als problematisch angesehenen Stadtteile – deutlich wird dies in Begrifflichkeiten wie „Problemgebiet“ und „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ – sind stadtsoziologische Hauptthemen. Insbesondere die Perspektive ostdeutscher Städte, angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, bildet dabei einen aktuellen Schwerpunkt. Von den verschiedenen Prognosen ist nur eine Annahme unwidersprochen: Die Entwicklungsperspektiven ostdeutscher Städte sind äußerst ungewiss und differieren nach stadtstrukturellen und regionalen Voraussetzungen. Auf der Suche nach Entwicklungsoptionen werden seit den 80er-Jahren Konzepte diskutiert, die auf endogene Qualitäten setzen. Dies jedoch bisher nur in Ansätzen und empirisch unbefriedigend (vgl. Häußermann/Hannemann 1999). Das Sozialkapitalkonzept bietet, so meine These die ich hier am Beispiel eines spezifischen Siedlungstyps erläutern möchte, einen Zugang für die nähere Bestimmung solcher endogenen Entwicklungsfaktoren. Perspektiven für Städte trotz prekärer ökonomischer Rahmenbedingungen müssen solche Potenziale in Entwicklungskonzepten einbeziehen. Dies gilt jedoch nicht nur für die hier thematisierte Kleinstadt, sondern betrifft eine Vielzahl von deutschen Städten deren Prognose „Schrumpfstadt“ lautet. Im folgenden Beitrag steht damit die Frage im Vordergrund inwiefern die spezifischen Beziehungsqualitäten von (Klein)Stadtbewohnern einschließlich der lokalen Eliten eine Basis für Entwicklungen bieten, die nicht primär von ökonomischen Kalkülen bestimmt ist und welche Aussagen das Sozialkapitalkonzept ermöglicht.

Die Forschung zur Perspektive ostdeutscher Städte bezieht sich im Allgemeinen auf einige wenige Großstädte, wie Berlin, Leipzig und Dresden. Diese

Schwerpunktsetzung ist verständlich – Stadtforschung in Deutschland ist zumeist Großstadtforschung, entspricht aber nicht der gegebenen ostdeutschen Siedlungsstruktur. Für diese sind vor allem (kleine) Mittelstädte und Kleinstädte charakteristisch. Da Entwicklungsperspektiven von Städten auch an ihren jeweiligen Stadttyp geknüpft sind und Kleinstädte, obwohl zahlreich in Deutschland vorhanden (vgl. Tab. 1), bisher kaum Gegenstand der Stadtforschung waren, wurde dieser Stadttyp zum Gegenstand eines Forschungsprojekts: Kleinstädte in Ostdeutschland – Welche Zukunft hat dieser Stadttyp?. Erste Ergebnisse dieses Projekts, das seit dem 1.1.2000 bis zum 31.12.2001 durch die Fritz Thyssen Stiftung finanziert und von mir geleitet wird, sind empirische Grundlage für diesen Beitrag.

Die zahlreichen Kleinstädte der neuen Länder sind eine siedlungsstrukturelle Besonderheit Deutschlands. Da sie im Windschatten der staatlich geplanten DDR-Entwicklung lagen, konnten sie vielfach ihre historische Altstadt erhalten und blieben – zumindest in ihrem Kern - vom industriellen Wohnungsbau verschont. Es gibt in Deutschland nur wenige Städte, die eine solche Kontinuität von wirklicher und nicht disneyfizzierter Geschichte zeigen. Sie könnten deshalb angesichts ihrer städtebaulichen und landschaftlichen Eigenschaften Orte hoher Lebensqualität sein. Um den Verlust eines wichtigen Kulturguts zu verhindern, ist ihre derzeitige und zukünftige Rolle aber noch zu definieren. Klein- und Landstädte sind keinesfalls Einzelfälle, sondern prägen verschiedene Regionen Ostdeutschlands in hohem Maße: Eine Konzentration von Kleinstädten tritt in der Region Chemnitz auf, Kleinstadthäufungen sind auch rund um die Ballungsräume von Berlin und Leipzig vorhanden. In den ländlich geprägten Gebieten Nordostdeutschlands (Mecklenburg-Vorpommern und Nordbrandenburg) sind Kleinstädte relativ gleichmäßig gestreut. In einem relativ dichten Netz sind sie die lokalen Konzentrationspunkte, da größere Städte weitgehend fehlen.

Tab. 1: Stadtgrößenklassen in der Bundesrepublik Deutschland

Stadtgrößenklassen nach Einwohnern	Alte Bundesländer			Neue Bundesländer		
	Anzahl der Städte	Anteil der Städte in %	Anteil der Bevölkerung in %	Anzahl der Städte*	Anteil der Städte in %	Anteil der Bevölkerung in %
unter 500	1	0,1	0,00	0	0,0	0,00
500 - 999	1	0,1	0,00	10	1,6	0,08
1000 - 1999	22	1,5	0,07	41	6,4	0,59
2000 - 4999	149	10,4	1,13	220	34,4	7,05
5000 - 9999	313	21,9	4,72	158	24,7	10,40
10000 - 19999	406	28,4	12,27	102	16,0	13,39
20000 - 49999	373	26,1	23,95	85	13,3	24,01
50000 - 99999	95	6,6	13,28	11	1,7	7,31
100000 – 199999	39	2,7	10,88	5	0,8	5,28
200000 – 499999	20	1,4	11,69	7	1,1	19,96
500 000 und mehr	12	0,8	22,01	0	0,0	11,93
Gesamt	1 431	100	100	639	100	100

* Der Ostteil Berlins mit seiner Einwohnerzahl ist bei den Neuen Ländern berücksichtigt, nicht jedoch bei der Zählung der Gemeinden.

Quelle: Statistisches Bundesamt, Ausarbeitung 4/2001: Städte am 31.12.1999 und eigene Berechnungen

Bevor im Folgenden erste Untersuchungsergebnisse zu den besonderen kleinstädtischen Aspekten von „Sozialkapital“ vorgestellt werden (III), soll das Untersuchungsfeld „Kleinstadt“ (I) beschrieben und die Relevanz des Sozialkapitalkonzepts für Stadtentwicklung diskutiert werden (II).

I. Kleinstädte im Kontext ostdeutscher Stadtentwicklung

Eine allgemein gültige fachliche Definition der Kleinstadt gibt es bisher nicht. In den westlichen Bundesländern rechnet man Gemeinden zwischen 10.000 und 25.000 Einwohnern diesem Stadttyp zu, wobei die Grenze nach unten fließend ist. Für die ostdeutschen Bundesländer kann diese quantitative Klassifizierung nicht übernommen werden, weil hier zahlreiche Kleinstädte weniger als 10.000 Einwohner haben. Viele Kleinstädte haben ca. 6.000 Einwohner. Unter einer Kleinstadt in Ostdeutschland wird daher im Folgenden ein Gemeindetyp verstanden (vgl. Schäfer u.a. 1992: 33):

- der bis etwa 15.000 Einwohner zählt,
- der hinsichtlich des Stadtgrundrisses und der Bebauungsstruktur städtisch geprägt ist,
- zentralörtliche Funktionen mindestens der unteren Stufe wahrnimmt,
- in aller Regel eine lange Tradition, häufig seit dem Mittelalter, des Stadtrechts hat und
- in dem Industrie, Landwirtschaft und Militär bis zur Wende die wirtschaftliche Basis bildeten.

Trotz einiger Besonderheiten spiegeln Kleinstädte alle Merkmale postsozialistischer Stadtentwicklung (Hannemann 2000) wieder: Zum einen „schrumpfen“ die Städte, d.h. sie verlieren an funktionaler Bedeutung. Ihre Entwicklung ist durch Bevölkerungsrückgang und Deökonomisierung gekennzeichnet. Im Allgemeinen wird im Zusammenhang mit dem wirtschaftsstrukturellen Wandel in Ostdeutschland von Deindustrialisierung gesprochen. Dies trifft aber hier nicht den Kern. Landwirtschaft und Militär waren gerade in den Kleinstädten Träger der Wirtschaft und Grundlage des Arbeitsplatzangebotes und damit der Sozialstruktur. Beide Wirtschaftsfaktoren sind jedoch stark rückläufig; teilweise sind sie z.B. durch Standortaufgabe der Bundeswehr völlig verloren gegangen. Der transformationsbedingte Niedergang der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und anderer landwirtschaftlicher Produktionsbetriebe – euphemistisch als Anpassung der Agrarstrukturen an die Bedingungen der Marktwirtschaft bezeichnet - entzieht den Kleinstädten ihre jahrhunderte alte Wirtschaftsgrundlage. Diese Entwicklungen werden weiter verschärft durch den Rückbau der sozialen Infrastruktur, so z.B. von Kitaplätzen und des ÖPNVs.

Zum anderen haben sich generell die Parameter der Stadtentwicklung gewandelt. Bestanden die Rahmenbedingungen der westdeutschen Stadtentwicklung bis in die 80-er Jahre in einer historisch einmaligen Wachstumsentwicklung, so vollzieht sich der Transformationsprozess der ostdeutschen Städte unter weitaus schlechteren Bedingungen: Die schon genannten Prozesse der Deökonomisierung, der wirtschaftliche Strukturwandel, die Finanzknappheit der Kommunen und das Investitionsdefizit der lokalen Akteure bestimmen die Ausgangslage. Fundament der Stadtplanung in der alten Bundesrepublik wie auch in der DDR war bisher das fordistische Wachstumsmodell. Grundsätzliche Verfügbarkeit von Erwerbsarbeit, Vollbeschäftigung und industrielle Massenproduktion, Wohlstandswachstum und

Tarifautonomie bildeten die Grundlage. Seit den 80-er Jahren betrifft dies für die Stadtentwicklung vor allem der Wegfall der bis dahin manifest angenommenen Parameter

- vom ständigen Wachstum der Bevölkerung,
- von der Zunahme der Zahl der Erwerbstätigen bzw. der Arbeitsplätze,
- von der Notwendigkeit des kontinuierlichen Wohnungsneubaus. Das Städte auch schrumpfen können, wurde als neue Entwicklungsperspektive erkannt.

Die deutsche Stadtforschung jedoch hat bisher nur wenige theoretische Erklärungsversuche für diesen allerdings empirisch-systematisch nur in Ansätzen erforschten urbanen Rückbildungsvorgang anzubieten, geschweige denn zukunftsfähige Strategien für die Bewältigung dieses fundamentalen Wandlungsprozesses entwickelt.

Ende der 80er-Jahre haben Hartmut Häußermann und Walter Siebel in einem Aufsatz "Die schrumpfende Stadt und die Stadtsoziologie" die Strukturveränderungen der Städte, die Deindustrialisierung und die Tertiärisierung quantitativ und qualitativ untersucht. Dabei wurde das Phänomen des Schrumpfens vor allem für die alten Industriestädte herausgearbeitet (vgl. Häußermann/Siebel 1988). Schrumpfung ist demnach ein Resultat des Übergangs von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft mit neuen elektronischen Technologien. Exemplarische Regionen weltweit sind etwa die englischen Midlands, der so genannte Rustbelt in den nordöstlichen Staaten der USA oder in Deutschland besonders das Ruhrgebiet (vgl. Häußermann 1992).

An diese Beobachtung schlossen Häußermann und Siebel die Frage an, unter welchen Voraussetzungen diese Wachstumsdefizite in eine Strategie der Verbesserung der Lebensverhältnisse in den strukturschwachen Städten gewendet werden können. Diese Frage ist bis heute nicht beantwortet. Sie betrifft jedoch eine zunehmende Anzahl von Städten. Insbesondere die ostdeutschen Städte sind von diesen strukturellen Schrumpfungsprozessen betroffen.

II. Sozialkapital und lokale Kulturen als Träger von Entwicklungsalternativen?

Auf der Suche nach Alternativen wird in der Forschung auf Konzepte zurückgegriffen, die die Individualität von lokalen Kulturen als Entwicklungsperspektive betonen. Dass eine besondere regionale oder lokale Kultur ein Potenzial für die ökonomische Entwicklung sei, ist in der regionalökonomischen bzw. –soziologischen Diskussion der letzten Jahre immer wieder hervorgehoben worden. Während im Gefolge der Modernisierungstheorie bei der Untersuchung regionaler oder lokaler Strukturen die Anpassungsprozesse an den Mainstream im Vordergrund standen, werden heute lokale Besonderheiten bzw. abweichende Elemente einer regionalen Kultur als Entwicklungsvorteil oder auch –hemmnis hervorgehoben.¹

Diese neue Bedeutung von 'regionaler' bzw. 'lokaler Kultur' wird begründet mit einem Wandel des Entwicklungspfades moderner Gesellschaften. Mit veränderten Weltmärkten, wachsender internationaler Verflechtung, anderen Akkumulationsstrategien auf der Basis neuer Technologien und sichtbar gewordenen Grenzen der Naturausbeutung erweist sich die Reichweite des industriegesellschaftlichen Entwicklungstypus inzwischen als historisch und räumlich

begrenzt. Seine zentrierenden und vereinheitlichenden Tendenzen werden immer mehr von sozialen und regionalen Differenzierungen abgelöst. Da die Leistungsfähigkeit und der ökonomische Erfolg einer Region in den post-industriellen Gesellschaften immer weniger von ihren unmittelbaren physischen Ressourcen abhängen, werden andere Qualitäten wichtiger, die man pauschal als "regionale Kultur" bezeichnen kann. Damit sind normative Orientierungen, Verhaltensweisen, Umgangsformen, Qualifikationen und z.B. die Art wirtschaftlicher Beziehungen gemeint, die für eine Region "typisch" sind. In denen sich trotz nivellierender Tendenzen der Industrialisierungsperiode Traditionsbestände erhalten haben, die unter veränderten Umweltbedingungen eine neue Bedeutung erfahren (vgl. Piore/Sabel 1985). Weil dies so ist, mehren sich Versuche, regionale Identitäten neu zu entdecken oder gar neu zu konstruieren. Nicht die "Aufholjagd" ist Leitlinie einer erfolgsversprechenden Regional- oder Kommunalpolitik, sondern das "Besonders-Sein". Im Städtewettbewerb ist das deutlich zu beobachten (Krätke 1997, Johansson u.a. 2001). Der Habitus und die Mentalitäten der Menschen sowie eingespielte soziale Beziehungen werden zu einer Qualität des Raums, die auch für den ökonomischen Erfolg entscheidend ist. "Wirtschafts- und arbeitskulturelle Unterschiede" zeigen sich einerseits in einem stärker personenbezogenen, individualistischeren und andererseits in einem mehr gruppenbezogenen, kollektivistischeren "Seins- und Gesellschaftsverständnis" (Miegel u.a.1991: 119).

Man kann gegen eine derartige subjektivistische Wende in der Erklärung regionaler Disparitäten sofort einwenden, dass die Wirtschafts- und Beschäftigungslage einer Stadt oder Region sicher stärker von den Investitionsentscheidungen der Unternehmen abhängt, als von der mentalen Ausstattung der dort lebenden Individuen und dass mit der Feststellung von Korrelationen noch nichts über Kausalitäten gesagt ist. Aber aus zwei Gründen darf man es sich wohl doch nicht so leicht machen: Zum einen ist die Persistenz verschiedener regionaler "Kulturen" ausdrücklich nicht vollständig auf ökonomisch-strukturelle Faktoren zurückzuführen. Zum anderen kann eine Argumentation, in der einer Region und der in ihr lebenden Bevölkerung nicht nur Verantwortung, sondern auch Entscheidungsfreiheit über ihre Zukunft zurückgegeben wird, gerade heute mit erhöhter Aufmerksamkeit rechnen, und sei es nur deshalb, weil andere Rezepte nicht mehr greifen - vorausgesetzt, es handelt sich tatsächlich um Entscheidungsfreiheiten und nicht nur um das Abschieben von Verantwortung (vgl. Häußermann/Hannemann 1999).

Ein solcher Forschungsansatz unterstützt die These, dass lokal spezifische Kulturen als endogenes Potenzial wirken. Hintergrund ist die Überlegung, dass soziale Komponenten für die Lösung von lokalen Problemen eine größere Rolle spielen als bisher angenommen. Solche Kulturen können identifiziert werden an Wahrnehmungen, Bewertungen und habituellen Praktiken von StadtbewohnerInnen, lokalen Eliten sowie an Struktur und Orientierung von Assoziationsverbänden. Die Idee einer Analyse der lokalen Kultur beruht auf der Bedeutung sozialer Beziehungen für die Existenzsicherung einer Stadt und ihre möglichen Entwicklungen. In diese Richtung zielt bekanntlich das Sozialkapitalkonzept.

Zur genaueren Analyse von lokal-regionalen Kulturen bietet sich das Sozialkapitalkonzept gerade deshalb an, weil es alle die Bereiche begrifflich und inhaltlich fasst, die bisher im „endogenen Nebel“ noch unscharfe Konturen aufwiesen: So z.B. der angesprochenen habituellen Praktiken von StadtbewohnerInnen. Das Sozialkapitalkonzept entstand im Kontext der

gesellschaftstheoretischen Debatte seit den 80-er Jahren, über die Zukunftsfähigkeit von „Gesellschaft“. Das Sozialkapitalkonzept, zunehmend leider ein catch-all Begriff, wird disziplinübergreifend vor allem durch Sozial-, Raum-, Planungs-, Politik- und Wirtschaftswissenschaften diskutiert. Das führt zu unterschiedlichen Perspektiven und Inhalten. Es hat sich aber inzwischen so etwas wie ein Mainstream in der inhaltlichen Bestimmung dessen herausgebildet, was unter Sozialkapital verstanden wird. Dies ist erstaunlich, da bereits vor Putnam und Coleman z.B. Bourdieu und Jane Jacobs² mit diesem Begriff arbeiteten. Der Soziologe James Coleman und daran anknüpfend der Politikwissenschaftler Robert Putnam bewirkten mit ihren Arbeiten jedoch für zunehmende Akzeptanz und Popularität ihres Konzepts im englischsprachigen und dadurch nun auch im deutschsprachigen Raum.

Hintergrund der Überlegungen von Putnam zur Bedeutung von „Sozialkapital“ sind Analysen zur Implementation einer Reform der Kommunalpolitik in Italien. Er verwendet diesen Begriff als Bezeichnung für die Summe bürgerschaftlicher Qualitäten und Tugenden, die regional ungleichmäßig verteilt sind, um regionale Unterschiede im Erfolg der Kommunalreform in Italien zu erklären. Sozialkapital wird definiert als „[...] features of social organization, such as trust, norms, and networks, that can improve the efficiency of society by facilitating coordinated actions“ (Putnam 1993: 167).³ Im Unterschied zu anderen Kapitalformen ist Sozialkapital nicht an einzelne Akteure gebunden, sondern resultiert aus den Beziehungen zwischen den Akteuren. Mit seinem Konzept zum Sozialkapital lenkt Putnam den Blick auf nichtökonomische, kulturelle Faktoren wirtschaftlichen Handelns und auf die von Politik nicht erzeugbaren, aber in Anspruch genommenen moralischen Ressourcen des Gemeinwesens. Nach Putnam verbessern Normen und Netzwerke des Zivilengagements (Sozialkapital) Bildung, verringern Armut, fördern besseren Staat. Umgekehrt führt Mangel an Sozialkapital zu sozialen, ökonomischen und politischen Missständen. Wichtige Indikatoren sind für Putnam Wahlbeteiligung, Anteil der Zeitungsleser in der Bevölkerung, Mitarbeit in ehrenamtlichen Organisationen und Teilnahme an Nachbarschaftstreffen. Sozialkapital entwickelt sich auf der Grundlage von Vertrauen und Kommunikation. Es bildet sich durch zwischenmenschlichen Kontakt und die dabei entstehenden sozialen Bindungen (vgl. Putnam 1993).

Das Sozialkapitalkonzept verweist auf Eigenschaften die in der Stadt- und Regionalforschung stärker berücksichtigt werden sollten. Städte und auch Regionen lassen sich nicht einfach auf einen positiven Entwicklungspfad bringen, wenn man lediglich Standortfaktoren-Kataloge ausbaut. Zu den lokalspezifischen Qualitäten und Potenzialen gehören Vertrauensbestände, Zugehörigkeits- und Verantwortungsgefühle, gemeinsame Zielvorstellungen sowie Intensität und Wirksamkeit bürgerschaftlichen Engagements. Für Entwicklungskonzeptionen ist die Erkenntnis wichtig, dass Impulse eher durch die Aktivierung endogener lokaler Ressourcen denn externer geschaffen werden können. Das Sozialkapitalkonzept eignet sich, trotz methodischer und methodologischer Probleme⁴, zur Benennung solcher Perspektiven.

Da Sozialkapital eine relationale Eigenschaft sozialer Gefüge ist, unterscheidet Immerfall 1999 drei Ebenen: eine intrapersonale, eine intermediäre und eine gesamtgesellschaftliche Ebene (Immerfall 1999: 121/122). Auch andere Autoren differenzieren den Sozialkapital-Begriff in dem unterschiedliche Bezüge zu verschiedenen Ebenen und Bereichen hergestellt werden. Gemeinsam ist diesen jedoch die Unterscheidung nach Sozialkapital-Bezügen die gesamtgesellschaftlich

wirken und Erscheinungsformen von Sozialkapital, die sich auf lokale Zusammenhänge beziehen. An dieser Stelle kann die Stadtsoziologie „andocken“, in dem die Frage nach dem Ort von Sozialkapital auf existierende Siedlungsstrukturen bezogen und dadurch konkretisiert wird.

III: Empirische Befunde: Erste Ergebnisse aus einem aktuellem Forschungsprojekt

Im Folgenden werden empirische Ergebnisse aus dem Untersuchungsprojekt vorgestellt. Bisher erfolgten folgende Arbeitsschritte:

- Bestimmung des Untersuchungsraums⁵
- Analyse der in diesem Raum vorhandenen Kleinstädte und ihrer jeweiligen Situation und Besonderheiten
- Auswahl der 4 Untersuchungsstädte
- Kontaktaufnahme und Suche nach Schlüsselpersonen
- Erarbeitung von Städteprofilen für die untersuchten Kleinstädte
- Realisation der Schlüsselpersoneninterviews
- Repräsentative telefonische Haushaltsbefragung, die von einem externen Institut umgesetzt wurde
- Auswertung der empirischen Untersuchungsergebnisse

Nachfolgende Aussagen zum Sozialkapital basieren auf den bisher realisierten und ausgewerteten Untersuchungsschritten, insbesondere den Schlüsselpersoneninterviews: Als Schlüsselpersonen wurden solche Personen definiert, die zu den lokalen Eliten gehören oder von unseren Kontaktpersonen als wichtige informelle Personen im öffentlichen Leben der Kleinstadt benannt wurden.⁶ So wurde nicht, wie sonst üblich, die Funktionselite und offiziellen städtischen Akteure interviewt, sondern auch Bürgerinnen und Bürger, die aufgrund ihrer persönlichen Einstellung aktiv an der Stadtentwicklung beteiligt sind. Wir konnten 48 Interviews realisieren. Basis aller Interviews war ein standardisierter Gesprächsleitfaden.

Schon die soziologische Analyse der Personengruppe, die durch diese Methode begründet wurde, gibt Hinweise auf Sozialkapital in Kleinstädten. Offensichtlich sind es die 45-60 Jährigen in einer Stadt die sich für die Stadtentwicklung engagieren. Die Tatsache, dass es sich überwiegend um männliche Personen handelt, verweist auf gut funktionierende Partnerschaften. Fast alle Schlüsselpersonen sind verheiratet und die Frauen halten, ganz klassisch, den Männern „den Rücken“ frei. Fast alle Interviewten waren zur DDR-Zeit nicht in der Stadtpolitik aktiv. Nur wenige waren vor der Wende in der SED oder in einer der Blockparteien. Erst die Ereignisse der Wende motivierten zum Einstieg in die Kommunalpolitik: „Weil man endlich selber etwas tun wollte“; „Weil es sonst die Falschen machen“; „Weil man sich verantwortlich für die Stadt fühlt“. Viele der Stadtaktiven waren zwar nicht in der DDR-Bürgerbewegung aktiv, jedoch gehören sie zu den Menschen, die ich hier als Wendeaktivisten bezeichnen möchte, die den gesellschaftlichen Wandlungsprozess in ihrer Stadt durch ihr Engagement vorangetrieben haben. Der Berufsstatus weist die Stadtaktiven überwiegend als selbständige Gewerbetreibende, Angestellte der Stadtverwaltung und Führungskräfte aus Betrieben aus. In drei der untersuchten Städte wurde auch dem jeweiligen Vertreter der Kirche eine wichtige Rolle zugeschrieben.

Alle Stadtextperten haben eine ostdeutsche Biographie. Über die Hälfte hat eine lange bis sehr lange Wohndauer in der Stadt. Zum Teil leben die Familien der Befragten schon seit mehreren Generationen in der Stadt. „Westimporte“ gibt es in den untersuchten Kleinstädten fast gar nicht, wenn dann sind sie in der Verwaltung beschäftigt. Einige sind zwischen den 60-er und 80-er Jahren aus beruflichen Gründen in den untersuchten Kleinstädten ansässig geworden. 5 der Stadtaktiven wohnen heute nicht mehr unmittelbar in den Untersuchungsstädten. Sie sind mit ihren Firmen nach der Wende ins Umland gewandert.

Daraus resultiert eine phänomenale Heimatverbundenheit, die wie fast alle ExpertInnen betonten, einen räumlichen Bezugspunkte mit zwei Koordinaten hat: Stadt und Landschaft. Sehr Stolz ist man in den kleinen Städte auf deren Geschichte. Viele Vereinsaktivitäten beziehen sich folgerichtig darauf. Sei es als Heimatverein oder sei es als Verein zur Vorbereitung der traditionellen jährlichen Stadtfeste wie Hechtfest oder Strandfest. Überhaupt die Vereine. Sie bilden das öffentliche Leben der Stadt. Kein Stadtextperte, der nicht Mitglied in einem stadtrelevantem Verein ist. Sportverein und Freiwillige Feuerwehr führen dabei die Liste der Vereinigungen an. Viele ExpertInnen sind mehrfach aktiv z.B. als Mitglied von Vereinsführungen, Stadtverordnete und Gewerbetreibende.

Weitere spezifische Erkenntnisse für kleinstädtisches Sozialkapital bieten folgende Aspekte: Es gibt eine starke Kontinuität des Engagements in der Stadtpolitik – kontinuierlich seit der Entstehung der neuen städtischen Machtstrukturen; dies gilt auch für die jeweilige „Stadtopposition“. Des Weiteren haben die Stadtaktiven stabile Erfahrungen und bewährte Beziehungen aus der gemeinsamen DDR-Vergangenheit. In der Selbstbeschreibung der Stadtaktiven wird überwiegend ein starker Stadtbezug hergestellt: „Ich bin ein richtiger X-städter“. Es gibt eine eingeübte Rollenverteilung, d.h. die Zuständigkeiten für z.B. Problemlösung, Außendarstellung, Stadtgeschichte und auch „Opposition“ sind genau verteilt. Reibungs- und Zeitverluste durch Kompetenzstreitigkeiten und Profilierungsbemühungen treten wenig auf. Aufgrund der spezifischen kleinstädtischen Strukturen existiert eine hohe Informationsdichte – Gerüchte und Klatsch eingeschlossen. Stadtrelevante Handlungen haben eine breite, unmittelbare Öffentlichkeit und unterliegen einer unmittelbaren Diskussion. Die Stadtaktiven werden jederzeit im öffentlichen Raum von den Bürgerinnen und Bürgern mit ihren Meinungen konfrontiert und müssen sich unmittelbar erklären. Da die Stadtakteure einen konsequent lokalen Orientierungsradius haben, sind die Kontaktnetze relativ fest geknüpft. Ihre Beziehungen sind von gegenseitigem Vertrauen geprägt, man weiß auch um die Schwächen und Defizite des Anderen.

Da vier Städte untersucht werden, schließt dies die Frage nach Unterschieden ein. Dies kann an dieser Stelle noch nicht ausgeführt werden, jedoch sind die Stadtaktiven unterschiedlich erfolgreich in ihren Strategien zur Stadtentwicklung: Alle genannten Aspekte von Sozialkapital sind in der ökonomisch erfolgreichsten Stadt stark ausgeprägt. Umgekehrt gilt: In der Untersuchungsstadt in der die wirtschaftliche Situation sich sehr negativ darstellt, sind die Aspekte von Sozialkapital am niedrigsten ausgeprägt.

Aus den bisherigen Untersuchungsergebnissen kristallisieren sich folgende Indikatoren heraus, die das Leben in den Kleinstädten prägen und ein Bestimmungsfaktor für strategisch endogene Entwicklung darstellen können:

1. Vereine: Diese Art sich in der Freizeit zu organisieren und zu engagieren findet in den Kleinstädten großen Zuspruch. Gibt es ein Engagement außerhalb des Erwerbslebens und des Privatlebens beschränkt sich dieses, bis auf wenige Ausnahmen, auf das Vereinsleben. Die Vereine sind Ausdruck der gemeinschaftlichen Interessen der BürgerInnen in den Kleinstädten. Dies äußert sich in der Dominanz der Sport-, Garten-, Kleintierzucht-, und Schützenvereine. Stadtpolitische und kulturelle Belange werden in Vereinen kanonisiert, die sich mit der Heimatgeschichte, dem Tourismus und/oder der Organisation von Heimatfesten beschäftigen. Die Vereine in den Kleinstädten bedienen nicht nur die Nachfrage nach Aktivitäten, sondern schaffen darüber hinaus ein Wir-Gefühl. Sie sind das nach außen wenig sichtbare „öffentliche Leben“ der Stadt. Das Vereinsleben erhöht den Bekanntheitsgrad und stärkt die Netzwerkstrukturen unter den KleinstädterInnen. Durch eine relativ gute Vernetzung von Stadtverwaltung und Vereinen können trotz der beschränkten finanziellen Möglichkeiten der Stadt vielfältige Freizeitmöglichkeiten geschaffen werden, in dem die Stadt den Vereinen Räumlichkeiten und Mittel zur Verfügung stellt, oder auch immaterielle Unterstützung leistet, z.B. Hilfe bei der Beantragung von Fördermitteln oder Wissen bei der Organisation bestimmter Aktivitäten und Veranstaltungen. Durch diese Art der Zusammenarbeit von Stadt und Vereinen ist es möglich, Beiträge niedrig zu halten und somit auch Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger u.a. ins Vereins- und Stadtleben zu integrieren. Der Grad der Isoliertheit wird gering gehalten.

2. Informelle Netzwerke: Aus der Größe und Überschaubarkeit der Kleinstädte und der fehlenden Anonymität entwickeln sich eigene Formen und Strukturen im Umgang der Menschen miteinander. Auf der Basis des einander Kennens (häufig über Generationen oder seit dem Kindergarten) und des sich häufig Begegnens, findet ein unmittelbarer Austausch über Geschehnisse und Neuigkeiten statt. Die politisch Verantwortlichen und die Bevölkerung treffen im Alltag aufeinander und können auf informellen Wegen ihre Interessen und Kritik austauschen. Darüber hinaus fördern kleinstadtspezifische Kulturen Hilfsbereitschaft untereinander, die in der unmittelbaren Nachbarschaft, im Freundeskreis, beim Hausbau, Umzügen und gegenüber älteren Menschen zum Ausdruck kommen. Es gibt einen ausgeprägten informellen, nichtmonetären Leistungsaustausch.

3. Ein dritter Schwerpunkt bildet die Identifikation mit der eigenen Stadt, ihren (historischen) Gebäuden und eigenen Flair. Dies geht einher mit einem ausgeprägtem Verantwortungsbewusstsein, dass das Handeln der engagierten Bürger prägt. In den untersuchten Städten ist die Grundlage für eine endogene Entwicklungsstrategie durch dieses hohe Identitätspotenzial angelegt. Durch das Bewusstsein über Stärken und Defizite versucht man Lösungen zu finden, die die Entwicklung der Stadt fördern. In Bezug darauf wurden Leitlinien und Ziele erarbeitet, denen man sich langsam zu nähern versucht. Wichtigste Komponenten sind dabei die Ansiedlung von Arbeitsplätzen und die Landschafts- und Stadtästhetik.

In den untersuchten Kleinstädten lassen sich lokal-regionale Kulturen beschreiben, die jenseits einer sozio-ökonomischen Betrachtungsweise Entwicklungspotenziale darstellen. Das ist die Gesamtheit der kleinstadtspezifischen Kulturen, die die Lebensqualität bestimmen (Überschaubarkeit, fehlende Anonymität, Freizeitangebot, fehlende soziale Brennpunkte) und spezifizierend Sozialkapital, das sich in dem Vereinsleben, in den informellen Netzwerken und der lokalen Identität widerspiegelt. Diese Indikatoren sind nutzbare endogene Potenziale, die die Entwicklung der

Kleinstädte und ihrer Umgebung trotz geringem wirtschaftlichen Potenzial, geringer Bevölkerungsdichte und peripherer Lage positiv beeinflussen (können). Die bloße Existenz kleinstadtspezifischer Kulturen und besonderer Sozialkapitals-Konstellationen sind keine Erfolgsgaranten und sie sind sicher nicht die einzigen Bestimmungsfaktoren für die Entwicklung der Kleinstädte. Dennoch tragen sie zur sozialen Existenzsicherung, Erhöhung der Lebensqualität und zum Schutz natürlicher Lebensgrundlagen bei. Sie begründen, warum viele Menschen in den Kleinstädten ausharren und eben nicht abwandern.

Literatur

- Coleman, J. S. 1988: Social Capital in the Creation of Human Capital. In: Am. Journ. of Soc., Vol. 94, Supplement, S. S95-S120
- Hannemann, Christine 2000: Zukunftschance Schrumpfung - Stadtentwicklung in Ostdeutschland - eine Skizze. In: Hager, Frithjof; Schenkel, Werner (Hg.): Schrumpfungen: Chancen für ein anderes Wachstum. Berlin: Springer, S. 99-105
- Haug, Sonja 1997: Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Arbeitspapiere des Mannheimer Zentrums für europäische Sozialforschung, Arbeitsbereich II/Nr. 15
- Häußermann, Hartmut (Hrsg.) 1992: Ökonomie und Politik in alten Industrieregionen Europas. Basel u.a.: Birkhäuser
- Häußermann, Hartmut; Hannemann, Christine 1999: Kleinstädte in Ostdeutschland - Welche Zukunft Hat dieser Stadttyp? Antrag zum Forschungsprojekt. Humboldt-Universität zu Berlin, Phil. Fak. III, Sozialwissenschaften, Stadt- und Regionalsoziologie, unv.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter 1988: Die schrumpfende Stadt und die Stadtsoziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 29. Jg., S. 78-94
- Immerfall, Stefan 1999: Sozialkapital in der Bundesrepublik. In: Kistler, Ernst u.a. (Hg.): Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Berlin: Ed. Sigma, S. 121-128
- Johansson Börje; Karlsson, Charlie; Stough, Roger R. (Eds.) 2001: Theories of Endogenous Regional Growth. Lessons for Regional Policies (Advances in Spatial Science). Berlin u. a.: Springer-Verlag
- Krätke, Stefan u.a. 1997: Regionen im Umbruch. Probleme der Regionalentwicklung an den Grenzen zwischen "Ost" und "West". Frankfurt a. M.: Campus
- Miegel, Meinhard u.a. 1991: Wirtschafts- und arbeitskulturelle Unterschiede in Deutschland: Zur Wirkung außerökonomischer Faktoren auf die Beschäftigung. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung
- Offe, Claus 1999: „Sozialkapital“ – Begriffliche Probleme und Wirkungsweise. In: Kistler, Ernst u.a. (Hg.): Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Berlin: Ed. Sigma, S. 113-120
- Piore, Michael J.; Sabel, Charles. F. 1985: Das Ende der Massenproduktion. Berlin: Wagenbach
- Putnam, Robert D. 1993: Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy. Princeton University Press

Schäfer, Rudolph u.a. 1992: Kleinstädte und Dörfer in den neuen Bundesländern -
Aufgabenfeld für die städtebauliche Erneuerung. Göttingen: Otto Schwartz &
Co

Statistisches Bundesamt, Ausarbeitung 4/2001: Städte am 31.12.1999

-
- ¹ Eine Pionierstudie in dieser Hinsicht war die Untersuchung von Miegel u.a. (1991) „Wirtschafts- und arbeitskulturelle Unterschiede in Deutschland: Zur Wirkung außerökonomischer Faktoren auf die Beschäftigung“, in der soziokulturelle Merkmale von Regionen in ihrer Bedeutung für die ökonomische Entwicklung untersucht wurden.
- ² Weniger bekannt dürfte sein, dass schon Jane Jacobs 1961 auf die Bedeutung von Sozialkapital für die Entwicklung von Nachbarschaften hingewiesen hat. Jacobs, Jane 1976: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig: Bertelsmann (1961¹). Im 6. Kapitel „Funktion von städtischen Nachbarschaften“ heißt es: „Wenn die Selbstverwaltung funktionieren soll, müssen bei aller ziellosen Fluktuation der Bevölkerung kontinuierlich Menschen vorhanden sein, die das nachbarschaftliche Gewebe spinnen und festigen. Solche Gewebe sind das unersetzliche soziale Kapital einer Großstadt. Wenn dieses Kapital aus irgendeinem Grunde verlorengelht, dann versiegen auch die Einkünfte daraus; sie kehren nicht eher wieder, ehe sich nicht neues Kapital ebenso langsam und beiläufig angesammelt hat (Jacobs 1976: 89).
- ³ In seinem neuesten Buch zum Thema beschreibt Putnam die zentrale Idee seiner Überlegungen mit folgendem Bild: „... dass soziale Netzwerke einen Wert haben. Sie erhöhen nämlich die individuelle wie die kollektive Produktivität, so wie ein Schraubenzieher (physisches Kapital) und eine gute Ausbildung (Humankapital) dies auch tun“. Diese Publikation „Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community; Simon & Schuster, New York 2000“ zeigt allerdings ebenso, wie der berühmten Aufsatz Putnams von 1995 „Bowling Alone. America’s Declining Social Capital“, das flächendeckende schwinden des sozialen Kapitals, warum und mit welchen Folgen, und er macht Vorschläge wie es erhalten und neu initiiert werden kann. Dazu verfasste er eine „Agenda for Social Capitalists“.
- ⁴ So z.B. Claus Offe, der in einem Aufsatz von 1999 begriffliche Probleme und Wirkungsweise von Sozialkapital diskutiert. Er bezeichnet Sozialkapital als „sozialmoralische Ressource, eine in den kulturellen Traditionen und alltäglichen Routinen und Gewohnheiten verankerte Disposition, die lokalen, regionalen und nationalen Gesellschaften bzw. Ausschnitten derselben zur Verfügung steht“ (Offe 1999: 114). Gleichzeitig kritisiert er den Begriff „Sozialkapital“ als „irreführende Metapher“ (ebd.: 117) da wichtige semantische Implikationen die „Kapital“ suggeriert, d.h. auf monetäre Prozessen beruhende Inhalte (Stichworte: Eigentumsrechte, Gelderträge, Investitionen und Abschreibungen), gerade nicht gemeint sind. Stattdessen schlägt er den Begriff „Sozialvermögen“ vor. Des Weiteren Haug 1997: Sie stellt in ihrer Literaturstudie „Soziales Kapital: Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand“ resümierend eine „(unzulässige) Begriffserweiterung“ (Haug 1997: 40) fest. Insbesondere der Doppelcharakter des Begriffs „Sozialkapital“ – es gibt inhaltliche Überschneidungen zu den Themenbereichen „Netzwerke“, „Vertrauen“ und „Kollektivgut“ - schränke seine empirische Nützlichkeit sehr ein. Eine eindeutige Ausarbeitung dieses Konzepts stehe somit noch aus. (ebd.: 40/41)
- ⁵ Als Untersuchungsgebiet des Forschungsprojektes wurde der Nordostdeutsche Raum innerhalb der Bundesländer Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg gewählt. Dabei wurde die Untersuchung auf die Teile des Mecklenburg-Vorpommerschen Binnenlandes und Nordbrandenburgs beschränkt, die sich außerhalb der Entwicklungsräume Berlins und der großen Städte und Tourismusorte der Ostseeküste befinden. Dieser Raum wurde zum Untersuchungsgegenstand bestimmt, weil sich hier die Problemlagen der Entwicklung von Kleinstädten im ländlichen Raum besonders deutlich zeigen. Die Region ist charakterisiert durch eine sehr geringe Besiedlungsdichte, große Strukturdefizite und das weitgehende Fehlen von Groß- und Mittelstädten. Gleichwohl besitzt dieses Gebiet ein dichtes Netz von Kleinstädten und Landschaftsräume von hoher Qualität. Diese Gebietsauswahl basiert auf Erkenntnissen einer deutschlandweiten Regionalanalyse der (ehemaligen) Bundesanstalt für Raumkunde und Landesplanung (BfLR – heute BBR) über „Typen ländlicher Entwicklung in Deutschland und Europa“. Über die bloße Abgrenzung nach Besiedlungsdichte hinaus wurden verschiedene sozio-ökonomische Indikatoren miteinbezogen, um verschiedene Kategorien ländlicher Räume identifizieren und abgrenzen

zu können. Durch die BFLR wurden anhand siedlungsstruktureller und wirtschaftlicher Gesichtspunkte vier Typen ländlicher Entwicklung unterschieden. Unter den nach siedlungsstrukturellen und wirtschaftlichen Defiziten und Entwicklungschancen ungünstigsten Typus "strukturschwache ländliche Räume ohne nennenswerte (aus Bundessicht messbare) Entwicklungspotenziale" fallen auch Teile des Mecklenburg-Vorpommerschen Binnenlandes und Nordbrandenburgs.

6

Unsere Schlüsselpersonen haben wir mittels Schneeballmethode und dem aus der Elitenforschung bekannten Reputationsverfahren gefunden, in dem angefangen beim Bürgermeister jede Person in den Untersuchungsstädten mit der wir Kontakt hatten, danach gefragt wurde, wer denn wichtig und aktiv in der Stadt sei. Wurde ein Name mehr als dreimal genannt, haben wir uns um einen Interviewtermin bemüht. (Einige wenige Personen konnten wir aus den unterschiedlichsten Gründen – Urlaub, Krankheit, Zeitprobleme – nicht erreichen.)